

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Zoccoli
Autor: Bollin, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670921>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kind zuzuschauen, wie ein losbrechender Sturm das Wasser immer wilder zum Tanz aufforderte und ihm gleich einem stürmischen Freier seiner zunächst zurückhaltenden Braut einen Hochzeitsschleier aus wunderbarlich weissen Wolkenfetzen übergab. Wirklich, dieses Schauspiel war dazu geschaffen, dass ich mich unendlich klein und unendlich unbedeutend fühlte, wenn ich von einem Felsvorsprung aus dem Werben, dann dem Ringen und Toben und endlich dem Wieder-Friedens-Schluss der beiden Elemente zuschauen durfte. Und war das Wasser wieder still geworden und hatte sich der Wind gelegt, dann sah ich ganz in der Ferne die Küste Frankreichs und vernahm mit der Zeit immer stärker das Locken und Werben des mir vertrauten Kontinents, wohin ich die Erinnerung an meine «kleine glückliche Insel» als eine der schönsten und farbenprächtigsten mitnahm.

Zoccoli

von Johannes Bollin

Wir hatten unser Zelt am Langensee aufgestellt, mitten im Ufergebüsch und ganz nahe dem Wasser, so dass man abends, wenn der Wind die Wellen ritt, die Brandung leise über den Sand rollen hören konnte. Der Himmel war blau, das nächste Dorf weit. Zwei junge Burschen hatten sich entschlossen, ihre langen Sommerferien frei und ungebunden zu geniessen, wie man die Tage nur verstreichen lassen kann, wenn man neunzehn Jahre alt ist und meint, alle Zeit der Welt für sich zu haben.

Selten nur kam ein verirrter Spaziergänger an der leichten, einsamen Behausung vorbei und tat einen flüchtigen Blick in unseren Kochtopf überm offenen Feuer. Meist blieben wir völlig ungeschoren und konnten tun und lassen was uns gefiel. Peter, mein intimer Schulfreund und Gefährte zahlloser dummer Streiche, lag meist dem Fischfang ob, ohne dass allerdings die geschwinden Silberschwänzlein durch seine Künste besonders gefährdet gewesen wären. Ich für mei-

nen Teil zog das Baden und im heissen Sande liegen vor, die Arme unter dem Kopf verschränkt und vor mich hindösend, wenn ich nicht — widerwillig genug! — zum Lateinbuch griff, um mich auf die baldige Matura vorzubereiten. In diesem Fach mangelten mir die Kenntnisse besonders, und ich hatte meinem Vater nach dem letzten Zeugnis feierlich in die Hand versprechen müssen, so lange über der Syntax der alten Römer zu brüten, bis ich das Partizip praesentis gültig vom Supinum zu unterscheiden wüsste.

So verstrich also ein herrlicher Ferientag nach dem andern, und nichts deutete darauf hin, dass sich noch etwas Besonderes ereignen würde. Peters Fischfang gedieh leidlich, und meine lateinische Syntax gab ein Geheimnis ums andere preis, bis an einem glühheissen Nachmittag die Stimme meines Gefährten zu mir in den Schatten des Zeltes drang: «Komm doch einmal heraus, öder Schanzpfosten, und schau dir an, was ich gefunden habe!»

«Mm», machte ich uninteressiert; denn ich war eben dabei, das Futurum des Zeitwortes «ire» halblaut vor mich hinzusprechen, ein Wagnis, das mir nur unter häufigem heimlichen Nachblättern in meinem Grammatikbuch gelang. «Was wirst du schon gefunden haben, Peter? Deine winzigen Fischlein habe ich allmählich über . . .». Aber, nein doch!», gab mein Freund gekränkt zurück. «Da ist im Schilf ein leeres Boot angetrieben. Komm, wir wollen es hereinholen.»

Die lateinische Grammatik flog also in die entfernteste Ecke unseres Zeltes, und ich eilte zum Strand, um Peters Fund genauer in Augenschein zu nehmen. Eben schwamm mein Gefährte mit dem Boot heran und setzte es kräftig auf den Ufersand. «Siehst du», prustete er dabei, «das kann ja eine nette Ueberraschung geben!»

Das Schiff war ein blauer Einruderer mit rotem Bug, und ich las darauf in unbeholfenen Lettern den poetischen Namen «Nymphe», ein bisschen verblichen von Sonne und Wasser freilich, aber doch noch deutlich sichtbar.

«Es hat Zoccoli darin», rief ich dann nach einem weiteren Blick Peter zu, «und sieh nur: Kleider! Mädchenkleider, Bluse und Rock . . ., jemand muss mit dem Boot baden gegangen sein. Hast du niemanden bemerkt?»

Peter schüttelte sich das Wasser aus den Haaren und setzte sich auf den Rand des Schiffleins. «Nein, da ist weit und breit niemand geschwommen», sagte er nachdenklich. «Ich hätte ihn von meinem Standplatz

dort drüben aus sehen müssen. Nur das Boot ist mir aufgefallen. Es trieb ganz langsam schräg zum Ufer in das Schilf hinein . . .»

Eine Weile schwiegen nun beide. Peter hatte sich einen Grashalm abgerissen, an welchem er unentwegt sog. Schliesslich tat er einen Griff in das Boot hinein und hob einen der Zoccoli auf.

«Glaubst du, dass . . .?», fragte Peter leise.

den trockenen Sand auf, bis das Grundwasser durchsickerte und einen schwarzen Fleck bildete. Es war mir unheimlich zumute, und nur zu gerne hätte ich jetzt in meiner lateinischen Grammatik geblättert.

«So müssen wir, denke ich, ins Dorf hinübergehen und die Leute benachrichtigen», meinte Peter endlich. «Ja, ja — das müssen wir wohl . . .» Sonderbar sanft, fast so, als fürchte er sich das Andenken einer lieben



*im Paradies
der blühenden Heide*

Heidschnuckenherde
im blühenden Heidekraut

«Nein, vielleicht nicht. Vielleicht ist das Schiff nur sonst so hier angetrieben.» Meine Stimme klang nicht sehr überzeugend.

Peter wurde wütend vor Angst. «Nur sonst so hier angetrieben!», äffte er mich böse nach. «Als ob hier die Schiffe zu Dutzenden leer auf dem Wasser herumfahren würden, du Tropf! Ich will dir einmal sagen, was wir beide denken: Das Mädchen, das mit diesem Boot gefahren ist, ist ertrunken! Ist einfach untergegangen, und niemand hat es bemerkt! Nicht wahr — das dachtest du doch auch?»

Ich nickte stumm und scharrte mit den Zehen

Toten zu schmälern, legte er den Zoccoli auf seinen Platz im Boot zurück.

«Soll ich . . .?», fragte ich und wollte mich erheben. Aber Peter schüttelte den Kopf und entschied: «Ich werde gehen. Einer muss bei dem Boot bleiben, damit nichts fortkommt. Das ist eine schöne Bescherung!»

Er hatte seine Kleider dicht beim Wasser abgestreift und begann sich nun hastig anzuziehen, Hemd, Hose und Sandaletten, wie wir sie immer trugen, wenn wir uns unter die Leute wagten. Plötzlich hörte ich das Brechen von Zweigen, und gleich darauf sagte eine helle Mädchenstimme: «Ecco, la

mia barca! Ich dachte schon, sie sei mir in den See hinausgetrieben worden. Ich habe nämlich in der Sonne geschlafen...»

Ich fühlte, wie mir eine Zentnerlast vom Herzen fiel, und mein Blick wanderte unwillkürlich zu Peter hinüber, der auf das Mädchen im Badeanzug wie auf eine Erscheinung starrte. Die Angst in seinem Gesicht hatte sich für Sekunden in einen Ausdruck von wunderlichem Groll gewandelt; nun entspannte es sich unter einem Lächeln, wie ich es an Peter niemals zuvor bemerkt hatte. Es war licht und zärtlich zugleich, sonderbar weich für einen so derben Jungen, der in der Schule der Schrecken seiner Lehrer war und mehr Arreststunden abgesessen hatte als irgendein anderer.

Das Mädchen war in der Tat ungewöhnlich hübsch. Keine siebzehn Jahre alt, hochgewachsen, von Sonne und Wind gebräunt, glich es mit seinem offenen Blondhaar dem modernen Abbild einer Amazone, und ich konnte mit einemmal verstehen, was es vorhin mit Peters ungewohntem Lächeln auf sich gehabt hatte. Ich spürte, wie in mir ein Gefühl hochkam, das mich auf wunderliche Weise gegen meinen Freund aufbrachte, eine Art Neid oder sonst etwas Hässliches, das ich mir nicht zu erklären wusste und das mir Angst einflößte. Mit pochendem Herzen schnellte ich vom Boden auf und begann, in jener wohl lautenden, fremden Sprache, die das Mädchen redete, allerhand Unzusammenhängendes zu sprechen: Wir hätten das Boot leer auf den Wellen treiben sehen; wir hätten es hierauf eingeholt; wir hätten Kleider in ihm gefunden, Zoccoli, und Peter — ich wusste selbst nicht recht, warum es mir Freude bereitete, das zu verraten — Peter habe gemeint, da müsse jemand ertrunken sein, und es sei nötig, im Dorf Hilfe zu holen.

Das Mädchen lachte bei meiner letzten Bemerkung hell auf und musterte meinen rot gewordenen Freund mit einem halb spöttischen, halb neugierigen Blick.

«Da habe ich ja wieder etwas Schönes angereicht», meinte es, indem es sich ins Boot schwang, dass der Sand unter dem Kiel knirschte. «Soviel Aufregung für eine kleine Nachlässigkeit! Das muss ich aber meinem Papa erzählen.»

Peter warf mir einen unguten Blick zu und schleuderte die Sandalen von den Füßen. Er sprach nur schlecht Italienisch und bei den Verben musste er sich auf die Infinitivform beschränken, was seinen kargen Sätzen etwas so Kindliches verlieh, dass jedermann schmunzelte, kaum tat er den Mund auf. Peter wusste das natürlich; gerne hätte er

jetzt etwas gesagt, aber er schämte sich und liess es dabei bewenden, unverständliche Laute vor sich hinzumurmeln, die ebenso gut kräftige nördliche Flüche als italienische Rechtfertigungsversuche bedeuten konnten.

Das Mädchen rettete die heikle Situation, indem es wieder aus dem Boot stieg und interessiert unseren Lagerplatz musterte. «Ich verbringe auch hier unten die Ferien, aber in dem blöden Hotel am Rande des Dorfes», sagte es. «Wenn einer von euch jeweils am Brunnen Wasser geholt hat, habe ich euch oft ein bisschen beneidet. Mein Vater hält nämlich nichts vom Campieren, müsst ihr wissen.»

Nun taute auch Peter wieder auf und erbot sich in seinem schlechtesten Italienisch, unserem Gast Zelt und Feuerstätte zu zeigen. «Damit Signorina sehen wie Camping machen», sagte er dazu und entlockte dem Mädchen auch prompt das oben geschilderte Schmunzeln, das alle Leute ergriff, die Peters Sprachkünste zu hören bekamen. Der Bann war gebrochen, die Situation gerettet. Das Mädchen liess sich von uns alles erklären, und Peter zauberte sogar einen recht beachtlichen Fisch hervor, den er weiss Gott wann und wo gefangen hatte, und er ruhte nicht, bis er zeigen durfte, wie man so etwas zwischen zwei heissen Steinen richtig schmackhaft braten kann. Das Mädchen setzte sich mit uns kameradschaftlich ans offene Feuer, und es kostete auch ein wenig von unserer bescheidenen Mahlzeit.

«Schade, dass ich morgen früh abreise», meinte es, ehe es sich erhob, um davon zu rudern. «Ich wäre bestimmt wieder einmal bei euch vorbeigekommen.»

Es reichte jedem die Hand als es ins Boot kletterte. «Addio, und besten Dank für alles.»

Die Barke zog unter seinen kräftigen, geübten Ruderschlägen gut an, und während Peter und ich bis zu den Knöcheln im feuchten Ufersand standen, gewann das Mädchen das freie Wasser. Bald kündete nunmehr eine schmale, leise sich selbst verwischende Silberschneise von unserer schönen Unbekannten, die gekommen war, um uns mit wunderlichen Gedanken zurückzulassen...

Die nächsten vierundzwanzig Stunden standen im Zeichen einer gehässigen Feindschaft zwischen Peter und mir, und wenn ich auch heute darüber lächeln kann, weil ich inzwischen verschiedenes erfahren habe, so möchte ich sie doch nicht noch einmal mitmachen. Es begann kurze Zeit, nachdem das Mädchen mit seinem Boot hinter dem nächsten Schilfwall verschwunden war.

«Du warst gemein, ihr alles zu verraten»,

stiess Peter plötzlich hervor. «Du wolltest mich in ihren Augen einfach lächerlich machen . . .»

Ich hätte meinem Freund gerne eine heftige Antwort gegeben. Aber es fiel mir nichts Passendes ein, und so beschränkte ich mich auf die etwas einfältige Bemerkung: «Ach, dich hat's ja!» Womit ich ins Zelt zu meiner lateinischen Grammatik zurückkehrte, wunderlichen Groll im Herzen, den ich dadurch zu besänftigen versuchte, dass ich mich gegen Abend ankleidete und heimlich gegen das Dorf zu schlenderte. Peter konnte ich nirgends entdecken; er mochte wohl wieder zum Fischen gegangen sein.

Lange trieb ich mich in der Nähe des Hotels herum, wo das Mädchen wohnte. Ich dachte mir eigentlich nicht viel dabei, und als es eindunkelte, stiess ich wie von ungefähr auf das kleine Boot, das heute bei uns angetrieben war. Die Kleider waren weg, aber die Zoccoli lagen noch auf der Ruderbank. Ich nahm sie mit, ohne dass ich gewusst hätte, weshalb?

Im Zelt fand ich Peter bereits im Schlafsack vor. Er rührte sich nicht, als ich eintrat. Erst als er die Zoccoli sah, richtete er sich plötzlich auf und stiess hervor: «Du bist . . ., du hast das Mädchen . . .»

Der Teufel gab mir ein, dass ich eine Unwahrheit sagte. «Ja», lachte ich böse, «ich habe das Mädchen wiedergesehen. Hier, ihre Zoccoli — sie hat sie mir als Andenken gegeben.»

Peters Mund wurde ganz schmal. Er wollte etwas erwidern. Aber dann liess er sich stumm zurückfallen, und als ich ihn nach einer Weile etwas fragte, gab er keine Antwort. Ich wusste jedoch, dass er nicht schlief, genau so wenig, wie ich in den nächsten Stunden schlafen konnte. Wir wälzten uns beide unruhig von einer Seite auf die andere, und während in Peters Herz der Groll kochte, liess mich die Scham über den einfältigen Betrug nicht zur Ruhe kommen. Mitten in der Nacht zog ein Gewitter auf, und bald stürzte der Regen in wahren Giessbächen vom Himmel. Die Zeltplane liess einiges durch, und plötzlich kroch Peter aus seinem Schlafsack.

«Komm, machen wir Schluss mit dem ganzen Dreck hier!», sagte er. «Wenn wir uns mit dem Zusammenpacken ein wenig beeilen, können wir in Bellinzona drüben noch den Frühzug erwischen. Wir haben ja beide genug von dieser öden Zeltere!»

Mein schlechtes Gewissen und die Unfähigkeit, meinem Freund alles zu erklären, machten mich willfähriger, als ich es sonst wohl gewesen wäre. Schweigend rissen wir unter

Blitz und Donner die Pflöcke aus dem Boden und packten unsere nicht gerade zahlreichen Habseligkeiten zusammen. Dann nahmen wir ebenso wortlos den Weg unter die Füsse . . .

Als der Zug bereits dem Gotthard zubrauste, fand ich endlich die richtigen Worte, um Peters Groll zu beheben. Ich griff mir meinen mächtigen Rucksack vom Gepäcknetz herunter, um nach etwas Essbarem zu suchen, da fiel es mir plötzlich ein.

«Peter», sagte ich, indem ich einen der Zoccoli hervorkramte, «ich habe dich gestern abend angelogen. Das Mädchen gab mir die Zoccoli nicht für mich allein. «Der hier ist für ihren Freund», hat es gesagt, und es hat mir auch aufgetragen, dich noch einmal grüssen zu lassen. Nimm also, was dir gehört; ich werde den anderen behalten!»

Ich weiss heute, Peter hat mir damals kein Wort geglaubt. Aber er griff bedächtig nach dem hübschen Andenken, drehte es ein-, zweimal in seinen Händen und meinte dann mit einem seltsamen Lächeln: «Du bist doch ein lieber Kerl . . .»

Mehr sagte Peter nicht, und wir sind auf die Sache auch nie mehr zurückgekommen. Aber unsere alte Freundschaft hat sich wieder unter Groll und Missverstehen hervorgetan, und sie hat bis heute gehalten, obwohl wir inzwischen noch manchem Mädchen begegnet sind, das sie ernstlich hätte gefährden können.

Die schwarze Magie

von Friedrich-Wilhelm König

Wer den Menschen des 20. Jahrhunderts als einen nüchternen und sachlichen Menschen einschätzt, weil er in einer nüchtern und sachlich gewordenen Welt der Maschinen, Forschungslaboratorien und Kalkulationsbüros lebt, übersieht jenes dunkle Ahnen, das auch in uns Heutigen gelegentlich pocht und das uns spüren lässt, dass auch die exakteste Wissenschaft noch lange nicht alle erspürbaren und erfahrbaren Räume ausgemessen hat.

Da sind zunächst harmlose Beobachtungen: